

Mélanges Jules Lebreton

Von Heinrich Bacht S. J.

Wer das Glück hatte, dem Manne zu begegnen, dem diese beiden Bände der *Recherches de Science Religieuse* (39 u. 40 [1951 u. 1952]) als Festgabe zum diamantenen Ordensjubiläum gewidmet sind, wird in ihm eine jener Priestergestalten gefunden haben, in denen die Strenge wissenschaftlicher Forschung mit dem Ethos priesterlicher Frömmigkeit harmonisch verschmolzen ist. P. Lebreton hat nicht nur durch sein wissenschaftliches Lebenswerk, dessen Bedeutung für die Renaissance der theologischen Wissenschaft in unserem Jahrhundert unbestritten ist, sondern vor allem durch diese gelebte Synthese von Theologie und Spiritualität verdient, daß Schüler, Freunde und Verehrer seinen Ehrentag durch ein so imponantes literarisches Monument feiern. Wir können im nachfolgenden nur versuchen, aus dem reichen Gehalt dieser beiden Bände das eine oder andere hervorzuheben, voller Freude, daß dem verehrten Meister und Mitbruder eine solch ehrende Gabe zuteil wurde. Doch sei zuvor ein kurzes Wort zum Lebenswerk des Gefeierten gestattet.

P. Jules Lebreton S. J. begann seine literarische Tätigkeit um die Jahrhundertwende mit Arbeiten aus der klassischen Philologie, vor allem über sprachliche und grammatikalische Probleme bei Cicero und Cäsar. Er erbrachte damit den Erweis, daß er jene Methoden, auf denen die damals so machtvoll aufstrebende Dogmengeschichte aufruhte, sicher zu handhaben wußte. Schon sehr früh muß in ihm der Plan gereift sein, der von der liberalen Dogmengeschichtsschreibung her drohenden Gefahr dadurch zu begegnen, daß er den Feind mit den eigenen Waffen schlug. Nach zahlreichen kleineren Vorarbeiten erschien im Jahre 1910 das große Werk „*Les Origines du Dogme de la Trinité*“, das seit der 6. Auflage im Jahre 1927 den ersten Band der „*Histoire du Dogme de la Trinité des Origines au Concile de Nicée*“ bildete. Der zweite Band erschien 1928. Dieses epochemachende Werk war die reife Frucht eines unaufhörlichen Kontaktes mit den patristischen Quellen wie mit den theologischen und geistigen Strömungen der Gegenwart. Von dieser Fühlungnahme geben die zahlreichen „*Bulletins*“ aus dem Gebiet der Dogmengeschichte Zeugnis, die Lebreton während 30 Jahren in den von ihm und P. de Grandmaison begründeten „*Recherches de Science Religieuse*“ veröffentlichte. Neben der sorgsam durchgeführten der frühkirchlichen Tradition stand für ihn untrennbar das Studium der Heiligen Schrift. Als kostbarsten Ertrag dieser steten Versenkung in die Evangelien schenkte er uns das zweibändige Werk „*La Vie et l'Enseignement de Jésus-Christ Notre Seigneur*“, das in zwanzig Jahren 19 Auflagen im eigenen Land erlebte und inzwischen zahlreiche Übersetzungen gefunden hat. Als Fachmann auf dem Gebiet der Kirchengeschichte ist P. Lebreton vor allem durch seine Mitarbeit an der von A. Fliche und V. Martin herausgegebenen „*Histoire de l'Eglise*“ bekannt geworden. Immer stärker wandten sich schließlich, vor allem seit seiner Emeritierung aus der Theologischen Fakultät des Institut Catholique von Paris, seine Interessen den Problemen der christlichen Spiritualität zu. So sind die Bücher „*Lumen Christi. La Doctrine spirituelle du Nouveau Testament*“ (im Jahre 1947) und „*Tu solus Sanctus. Jésus Christ vivant dans les Saints*“ (im Jahre 1948) entstanden. Neben diesen und anderen größeren Werken, von denen nur noch die klassische Biographie seines Lehrers und Freundes L. de Grandmaison S. J. genannt sei, ging eine erstaunlich reiche Publikationstätigkeit in 25 Zeitschriften und Sammelwerken her. Die Themen der Artikel zeigen, daß

L. seine Interessen bei aller Konzentration auf sein Fachgebiet doch weit genug spannte, daß selbst Fragen der Tagespolitik nicht ausgeschlossen blieben.

Die Grundzüge seines geistigen Schaffens hat der jetzige Erzbischof von Paris und frühere Rektor des Institut Catholique, Mgr. Feltin, in der Vorrede der „Mélanges“ treffend umrissen: Solidität, Exaktheit, Nüchternheit, Beherrschung verschiedener Disziplinen, Rückgang zu den ersten Quellen, Offenheit für die konkrete Fülle der vom Objekt her sich stellenden Fragen — das sind die Eigenschaften, die dem Schaffen und Forschen dieses Mannes solche Wirkung und bleibende Bedeutung gesichert haben. Wer um die Schicksale der katholischen Wissenschaft in den hinter uns liegenden fünfzig Jahren weiß, der wird mit Dank anerkennen, daß P. Lebreton zu jenen Männern gehört, die durch die Qualität ihrer Forscherarbeit der katholischen Theologie auch im Lager ihrer Gegner Respekt und Beachtung erzwingen haben.

Die 64 Beiträge der „Mélanges“ spiegeln in ihren Themen und Verfassern diese Spannweite des literarischen Schaffens des Gefeierten, aber auch die Reichweite seines Einflusses weit über die Grenzen Frankreichs hinaus wider. Daß unter den Mitarbeitern kein deutscher Name erscheint, ist gegen die Absicht der Herausgeber geschehen und beeinträchtigt nicht die Tatsache, daß auch die deutsche katholische Theologie um ihre Dankesschuld gegenüber P. Lebreton weiß. — Die beiden Artikel aus dem Bereich der klassischen Philologie wollen daran erinnern, daß Lebreton einst seine Dokorthese aus diesem Gebiet gewählt hatte. Zumal der von G. Dumezil vorgelegte Versuch, die uralten Inschrifttrümmer vom Forum Romanum im Lichte von Cicero, *De divinat.* 2, 36, zu deuten, verdient aufmerksames Studium durch die Fachgelehrten. Vielleicht, daß endlich ein brauchbarer Ansatz zur Lösung einer unlösbar erscheinenden Aufgabe gefunden ist. — Die Beiträge aus dem Gebiet der Exegese bilden mit denen aus der Patristik und Kirchengeschichte den eigentlichen Kern der „Mélanges“. Wie zu erwarten war, hat die Definition der leiblichen Aufnahme Mariens der katholischen Exegese starke Impulse gegeben, die biblischen Grundlagen des überlieferten Marienbildes neu zu untersuchen. Wenn nicht alles täuscht, ist die Erforschung der Beziehung zwischen Maria und der Kirche — Maria als Urbild der Kirche — ein fruchtbarer Weg zu einem vertieften Verständnis des Marien Geheimnisses. Es sei nur an die vielbeachteten Arbeiten von O. Semmelroth S.J. und H. M. Köster S.A.C. erinnert. Aber es fehlt bislang noch an der sorgsam biblischen Fundamentierung. Hier gibt der Artikel von A. M. Dubarle O.P. einige wertvolle Hinweise. Nach dem Aufweis, daß, zumal nach dem hl. Paulus, die Kirche als die „neue Eva“ zu gelten hat, sucht D. Maria als die „Neue Eva“ darzutun (zumal aus der Konfrontierung des Proto-Evangeliums mit Lc 2, 34 f. und Joh 19, 26 f.). So wird auch vom Biblischen her die enge Verbindung zwischen Mariologie und Ekklesiologie deutlich, wie sie im tatsächlichen Vollzug der dogmatischen Entwicklung gerade unseres Jahrhunderts schon längst sichtbar geworden war.

Es ist erfreulich, zu sehen, daß in der Behandlung der messianischen Weissagen des A. T. das Stadium einer philologischen Kritik, die den theologischen Gehalt entwertete, mehr und mehr überwunden erscheint. Leider hatte auch die katholische Exegese sich dieses Abgleitens in die bloße Kritik nicht immer erwehrt. Selbst Ps 2, der für die gesamte frühkirchliche Überlieferung ausgesprochen messianischen Charakter besaß, hatte bisweilen keine Gnade mehr gefunden. Demgegenüber zeigt A. Robert durch sorgfältige Analyse des sprachlichen Befundes von Ps 2 und in steter Auseinandersetzung mit der modernen Exegese, daß gerade Vers 6—7 nur in der Linie eines direkten Messianismus zu verstehen sind. — Nicht geringere Aufmerksamkeit wird der Beitrag von D. Buzý S.C.J. zur Bestimmung des *genus*

litterarium des Hohenliedes finden. Es ist gerade in der französischen Theologie unserer Tage viel über die exakte Wesensbestimmung von Allegorie, Typus, Parabel u. dergl. gearbeitet worden. B. grenzt Allegorie und Parabel so gegeneinander ab, daß in der Allegorie *sämtliche* Hauptzüge in der angezielten Wirklichkeit eine Entsprechung haben, während in der Parabel die Darstellungselemente nur in ihrer *Gesamtheit* eine Entsprechung fordern; dagegen bleiben die Einzelzüge irrelevant. Im Lichte dieser Unterscheidung untersucht B. die biblische Umwelt des Hohenliedes auf Parallelen (Ezech 16, 23; Is 5, 1—7 u. a.) und kommt zum Ergebnis: „La présomption biblique ne semble donc pas en faveur de l'exégèse allégorique du Cantique“ (114).

Die kurze Studie von A. Vaccari S.J. zur Parabel vom Hochzeitsmahl (Mt 22, 1—14) mit ihrem interessanten Hinweis auf die noch heute üblichen Lebensgewohnheiten im Heiligen Land sei wenigstens erwähnt. Dem Johannes-Evangelium sind zwei wertvolle Beiträge gewidmet. X. Léon-Dufour bietet eine tief-schürfende Auslegung des „Zeichens vom Tempel“ (Joh 2, 13—22), die auf der für das gesamte Johannes-Verständnis so entscheidenden Einsicht in das besondere Verständnis von Geschichte und Symbolismus im 4. Evangelium aufruht. Bekanntlich sehen manche Forscher von heute diese Spannung unter der Gestalt einer vorgeblichen Gegensätzlichkeit zwischen dem geschichtlichen Faktum und dem literarischen Milieu (E. C. Hoskyns; O. Cullmann): man betont die „kirchliche oder sakramentale Atmosphäre“, in welcher das 4. Evangelium verfaßt wurde, in solcher Weise, daß die Glaubwürdigkeit der berichteten Ereignisse in Frage gestellt erscheint. Mit L. Cerfaux sucht L. die Lösung dieses Problems in der Beachtung der beiden „Zeiten“, die Jesus selbst für das Verständnis seiner Lehre unterschieden hat: Was seine Zuhörer *jetzt* noch nicht begreifen, werden sie *später*, wenn der Heilige Geist gekommen ist, verstehen. Diese beiden Zeiten — die der Hörer Jesu und die der Leser des Evangeliums — klingen bei Johannes auf, bisweilen ganz deutlich (7, 39; 11, 51; 12, 33), bisweilen versteckt. Im Lichte dieses methodischen Prinzips wird dann das „Zeichen vom Tempel“ untersucht. In der Zeit der Hörer Jesu ist das „Zeichen vom Tempel“ die Person Jesu mit seinem Anspruch, das Judentum umzugestalten und den Idealtempel zu errichten; in der Zeit der Leser des Johannes ist dieses Zeichen ebenfalls die Person Jesu, aber insofern er durch Tod und Auferstehung in sich selbst den Übergang vom Judentum zum Christentum vollendet hat. Beide Zeiten sind aber nicht isoliert und getrennt zu nehmen, da ja auch der Christ bis zur Wiederkunft des Herrn immer noch „zwischen“ den Zeiten steht. Es will mir scheinen, daß hier wirklich ein wichtiger Schritt zum tieferen Verständnis des Johannes-Evangelium getan ist, wenn auch im einzelnen noch manche Frage offen bleibt.

Der langjährige Herausgeber der Nouvelle Revue Théologique, J. Levie S.J., untersucht die Grundsätze einer gesunden Synthese von „kritischer Exegese und theologischer Schriftauslegung“. Angesichts der Tatsache, daß innerhalb der Kirche der Ruf nach einer primär theologischen Exegese immer nachdrücklicher ergeht, hat eine solche Besinnung ihre besondere Dringlichkeit. Was L. zur Klärung des Problems beibringt, ist letztlich nichts anderes als die Erinnerung an die gottmenschliche Grundstruktur der Heiligen Schrift, also die Anwendung der chaledonischen Christusformel auf das Mysterium des Gotteswortes. Von daher wird die durch die Enzyklika „Humani generis“ erneut eingeschärfte Forderung an die Exegese, die theologischen Prinzipien der Glaubensanalogie, der Traditionsverbundenheit und des kirchlichen Lehramtes leicht verständlich. Diese allgemeinen Grundsätze werden dann auf die Auslegung der Paulusbriefe angewandt. — Der Beitrag von G. de Broglie S.J. untersucht den „paulinischen

Grundtext gegen die *fides naturalis*“ (1 Cor 12, 3). Verf. legt die vier gängigen Auslegungen dieses seit je als sehr dunkel empfundenen Textes vor und bekennt sich zu der bereits von Holtzmann und Moffart vorgetragene vierten Lösung, ohne freilich auf die mit dem Paulustext gegebenen theologischen Probleme näher eingehen zu können. So bestechend einfach diese Auslegung ist, so fürchte ich doch, daß hier die erste Lösung, die in 1 Cor 12, 3 eine Anweisung zur Unterscheidung der Geister sieht, zu rasch abgetan wird. — Auf die wichtige literarische Studie zu Rom 8, 23 von P. Benoit O.P. sei wenigstens kurz verwiesen; bringt sie doch einen erneuten Beweis für den oft mißachteten Wert des „*textus occidentalis*“ für die Rekonstitution des ursprünglichen Bibeltextes. — Ebenso sei die Untersuchung von L. Bouyer zu Phil 2, 5 ff. hier erwähnt. Es ist nur zu wünschen, daß Verf. seinen Plan, die Bedeutung des Parallelismus Christus—Adam für die gesamte paulinische Theologie herauszustellen, bald ausführen kann.

Die Beiträge aus dem Gebiet der Patristik und Dogmengeschichte werden durch die Studie von P. Th. Camelot O.P. über den theologischen Ertrag der neuesten Forschungen zum Apostolicum eröffnet. Wichtiger als die Tatsache, daß heute manche Thesen von Holl-Harnack-Lietzmann abgetan sind, ist, wie C. gut zeigt, die Besinnung auf den spezifisch theologischen Charakter dieses Glaubenssymbols: das „*Credo*“ meint einen vom Objekt her klar präzisierten dogmatischen Glauben, der zugleich autoritativ normiert ist. Was darin an Kritik gegenüber dem angeblich undogmatischen Gepräge der urkirchlichen Verkündigung liegt, ist leicht einzusehen. — P. Courcelle liefert in seinem kurzen Beitrag einige interessante Erkenntnisse für die Bestimmung des Quellenwertes der Augustinus-Biographie des Possidius, den zumal Harnack so hoch veranschlagt hatte. C. weist demgegenüber die Grenzen dieses Quellenwertes auf, verneint aber nicht, daß Possidius in manchen Angaben wertvolle Ergänzungen zu den *Confessiones* bietet. — In dem Aufsatz von F. Cayré über „*Mystik und Weisheit in den Confessiones des hl. Augustinus*“ vermißt man eine Auseinandersetzung mit der bekannten Arbeit von E. Hendrikk.

Eine wichtige Frage der Apoletik behandelt G. Bardy in seinem Artikel über die Inspiration der Kirchenväter. Bekanntlich sind die Theologen in der Begründung der These von dem *consensus Patrum* als unfehlbarer Norm der Glaubenslehre geteilter Meinung. Die Frage, in welchem Ausmaße von einer eigentlichen Inspiration der Väter gesprochen werden darf und wie sich diese Inspiration, von der in den alten Zeugnissen bis zu den Theologen des Mittelalters hinauf so oft die Rede ist, zur Inspiration der Heiligen Schrift verhält, ist noch viel zu wenig untersucht. Auch B. bietet keine erschöpfende Untersuchung. Vielmehr begnügt er sich damit, einige Dimensionen dieser Frage aufzuzeigen und die ersten wichtigen Unterscheidungen anzulegen. Es wäre wichtig, dieses Thema im Rahmen einer größeren Untersuchung wieder aufzugreifen. Sie würde auch die Fundamente für die Hochschätzung der Allgemeinen Konzilien freizulegen haben, wie B. selbst schon andeutet. — Einen besonderen Hinweis verdient sodann die Studie von P. Smulders S.J. zum „*Wort und zum Begriff ‚Tradition‘ bei den griechischen Vätern*“. Trotz der Arbeiten von A. Deneffe und J. Ranft u. a. bleibt noch viel zu tun, ehe dieser so grundlegende Begriff wirklich geklärt ist. Eine stärkere Berücksichtigung der griechischen Väter, wie sie Sm. hier anregt, dürfte tatsächlich geboten sein. — Bekanntlich haben die Forschungen des Löwener Patrologen und Orientalisten R. Draguet den Wert des seinerzeit von Dom Butler hergestellten kritischen Textes der *Historia Lausiaca* des Palladius erheblich eingeschränkt. In der vorliegenden Studie bringt Dr. einen Textzeugen aus der Megisti Lavra vom Berge Athos zur Geltung, den Butler noch nicht ausgewertet hatte. Die Frage nach

einer neuen kritischen Ausgabe des Palladius wird dadurch erneut als dringlich erwiesen.

Wir müssen schließen und können auf die Beiträge aus dem Gebiet der Kirchengeschichte und aus jenem Gebiet, das die Herausgeber der „Mélanges“ mit „Théologie et Spiritualité“ überschreiben, nur in globo verweisen. Den Beschluß der Festschrift bildet die nach Jahren geordnete Bibliographie Lebretons, die für den, der sie zu lesen versteht, selber ein Stück Kirchengeschichte ist, da sie in den mannigfachen Themen die wechselvollen Schicksale der Kirche und der Theologie in unserem Jahrhundert widerspiegelt. Das zeigt aber erneut, wie sehr P. Lebreton als Beobachter und auch als Gestalter mit den geistigen Bewegungen der hinter uns liegenden fünfzig Jahre verbunden ist, und mit welchem Recht ihm eine so imposante Ehrengabe dargebracht werden durfte.

Das Wachstum der Seligkeit nach der Auferstehung

Um die Auslegung von S. th. 1, 2 q. 4 a. 5 ad 5

Von Franz Pelster S. J.

Nach der Constitutio ‚Benedictus Deus‘ Benedikts XII. (1336) gibt es über die Frage, ob die Seligen schon vor der Auferstehung des Leibes die Anschauung Gottes genießen, keine Meinungsverschiedenheit mehr. Anders ist es mit der Frage, ob die Seligkeit der Gottschau nach der Auferstehung nur ‚extensive‘ wachse, indem sie jetzt auf den Körper überstrahle, oder auch innerlich in sich selbst (intensive). Während sehr viele neuere Theologen unter dem Einfluß von Thomas, Summa 1, 2 q. 4 a. 5 ad 5, und Cajetan das ‚intensive‘ leugnen, melden sich neuerdings Stimmen, die auch dieses annehmen¹.

Was Thomas angeht, so lehrt er im Sentenzenkommentar l. 4 d. 49 q. 1 q^a 1 ohne Zweifel das ‚intensive‘ und ‚extensive‘. Die Summa wurde von altersher für das Gegenteil angeführt. Das setzt also einen Meinungswechsel voraus, wie es schon die alten ‚articuli in quibus aliter (oder melius) dixit frater Thomas‘ besagen². P. Glorieux³ glaubt nun auf Grund einer Bemerkung Gottfrieds von

¹ So H. Lennerz, De novissimis, ed. 5, Romae 1950, 137—141. Lennerz führt auch Palmieri, Tractatus theologicus de novissimis, Prato 1908, 180 s. als Anhänger dieser Sentenz an. Glorieux hält in dem zu besprechenden Artikel ebenfalls diese Meinung.

² Über sie hat nach Quétif-Echard zuerst P. Mandonnet gehandelt: Premiers travaux de polémique thomiste: RevScPhTh 7 (1913) 252—255; nach ihm M. Grabmann, Mittelalterliches Geistesleben, München 1936, II 452—456. Zu den von Mandonnet und Grabmann genannten Hss kann ich noch hinzufügen: Durham Cathedral Bibliothek B. I 11 (saec. 13/14) ff. 3^r—7^v; Cambridge Gaius-Gonville College Cod. 122 (59) (saec. 13/14) ff. 152^r—153^r; Vat.-Ottobon. 184 (saec. 14). — Leider geben weder Mandonnet noch Grabmann ein Incipit und Explicit, so daß man nicht sehen kann, ob die Hss vollständig sind. In den